

## II.

# Eine Tour durch das Sároszer Komitat

von

Karl Slegmeth.

Ich will diesmal die mir angeborene Bosheit nicht zur Anwendung bringen und den Leser mit der üblichen Einleitung über Verbreitungen, Zweck der Reise etc. verschonen; die Reise wurde gemacht, dieser Aufsatz geschrieben: und dies ist ohnehin schlimm genug für den Leser.

Also versetzen wir uns frischweg nach Kaschau, dem Emporium von Oberungarn, und treten unsere Reise durch das schöne Hernádthtal nach Abos an, von wo wir auf der Zweiglinie der Kaschau-Oderberger-Bahn nach Eperies, dem Hauptorte des Sároszer Komitates, gelangen.

Eperies liegt an der Vereinigung der Tarca mit dem Szekcső-Bach und lehnt sich gegen Osten an eine schmale Bergzunge, welche in die Thalerweiterung hineinragt. Unmittelbar um die Stadt befindet sich Alluvial-Terrain; gegen Westen und Norden wird Eperies von der grossen, in einem breiten Streifen von Ost gegen Westen ziehenden Sandstein-Formation (Oberes Eocen-Flysch) umschlossen; gegen Osten befindet sich der von Nord nach Süden ziehende schmale Strich der marinen Tertiär-Schichten, welche nördlich bis in die Gegend von Kapi reichen. Westlich von Kapi bei Finta tritt Thon mit einem schmalen Braunkohlenflötz auf; die Gebirge im Osten gehören dem bis Tokaj reichenden Trachytzug an; den äussersten Vorposten desselben im Norden bildet das Muriča-Gebirge, dessen Rücken die Ruine Kapi trägt; der südlichste Punkt dieses Gesteinzuges ist der Tokajer Berg, welcher freilich mehr seines Weines, als des Trachytes wegen bekannt ist.

Eperies ist eine königlichn Freistadt und der Hauptort des Sárosrer Komitates, hat 11.000 Einwohner, 965 Häuser, ein katholisches Gymnasium und ein ev. Kollegium; auch hat daselbst ein griechisch-unirter Bischof seinen Sitz.

Die Stadt macht einen sehr freundlichen Eindruck, besonders der grosse, reingehaltene Platz mit der gothischen Domkirche, deren Anfänge in das XIV. oder XV. Jahrhundert zurückreichen \*).

Eperies erinnert mit seinen Giebeldächern und Erkerhäusern an die alten deutschen Städte. Es ist jedenfalls eine sehr alte Stadt und fällt ihre Gründung in sagenhafte Zeit.

An der Hand der Geschichte erfahren wir, dass die Gründung der Stadt Eperies in das XII. Jahrhundert fällt, indem Géza II. die ausgewanderten Sachsen dort ansiedelte; laut einem im Archiv der Stadt Bartfeld befindlichen Dokumente muss Eperies schon 1247 bestanden haben und ein ganz ansehnlicher Ort gewesen sein. \*\*) In nächster Nähe von Eperies liegt Soóvár, bekannt durch seine Salinen, aus denen jährlich circa 100.000—150.000 Ztr. Sudsalz erzeugt werden. Früherer Zeit und zwar schon zu Ende des 16. Jahrhunderts wurde das Salz hier bergmännisch gewonnen, bis im Jahre 1752 am 21. Februar sämtliche Gruben durch einbrechendes Wasser ersäuft wurden, infolge dessen das Salz durch Abdampfen der Soole gewonnen werden muss. Das spezifische Gewicht der Soole ist 1·2, der Salzgehalt bei 14° C. beträgt 26·4 %; östlich von Soóvár befindet sich eine Burgruine gleichen Namens, deren Gründung bis zum Jahre 1288 zurückreicht.

Westlich, eine Stunde von Eperies entfernt, liegt in einem schönen Waldthale der Badeort Czeméthe mit einem Eisensäuerling.

Doch treten wir nun unsere Reise von Eperies auf der gegen Bartfeld führenden Strasse an.

Sobald wir den Abhang des Berges Tábor passirt haben, überschreiten wir den Szekcsőbach und befinden uns in einer Thalerweiterung. Rechts von der Strasse

---

\*) In nächster Zeit wird vom Professor Ladislans Lasztókey eine Monographie von Eperies erscheinen, auf die ich schon jetzt aufmerksam zu machen mir erlaube. Verf.

\*\*) Edmund Potemkin's Monographie des Sárosrer Komitates. Dieser Schrift sind die meisten historischen Daten entnommen.

erblicken wir den Ort Kellemes und fahren später durch Alsó-Sebes; gegen Nordwest ragt zwischen den niederen Hügelreihen die Burgruine Sáros (spr. Schahrosch) auf einem zeltförmigen Berge hervor.

Vor uns erhebt sich das Muriča-Gebirge mit dem Mogloder Berg, und auf dessen Rücken die Ruine Kapi.

Nach einstündiger Fahrt haben wir den Ort Kapi erreicht und können uns die Ruine in der Nähe betrachten. Kapi oder Kapivár war schon zur Zeit der Römer eine Grenzveste. Nachdem sich die Slaven in den Besitz derselben gesetzt, wurde die Burg Klinika genannt und ging später an Moglód, einen Sohn des Tuhutum, über, in dessen Familie sie bis zum Aussterben derselben im Jahre 1300 verblieb.

Um 1312 kam die Burg durch Kämpfe in die Gewalt des Königs Karl Robert und wurde von demselben zerstört. 1350 schenkte König Ludwig II. die Burg Moglód sammt Herrschaft seinem einstigen Lehrer, Szaplóczai Poháros Peter, ohne jedoch die Erlaubniss zum Wiederaufbau der Burg zu ertheilen; 1410 belohnte König Sigismund — nach Aussterben der Familie Poháros — mit der Herrschaft Andreas Kapi, von welcher Zeit an die Burg ihren jetzigen Namen führt. Die Veste wurde neu erbaut und mit Thürmen und einer Bastei versehen, deren Ueberreste noch heute sichtbar sind.

Nach verschiedenen Schicksalen wurde Kapivár durch Telekessy, einem Feldherrn des Franz Rákóczy, am 9. Juli 1709 angezündet, nachdem er die Burg trotz tapferer Gegenwehr des Balint Usz, Schwiegersohnes des Gabriel Kapi I., eingenommen hatte.

Die Wittve desselben, Eva Gergelaky, hatte die Burg zwar 1712 wieder neu aufgebaut, musste selbe aber 1715 laut Landtagsbeschluss selbst zerstören und die Burg von ihrem, im Orte Kapi gelegenen Kastell in Flammen aufgehen sehen. Seit dieser Zeit ist Kapivár bis heute eine stattliche Ruine geblieben.

In der Nähe von Kapi vereinigt sich mit unserer Strasse die aus dem Zempliner Komitate herkommende. Wir umfahren das weit vorspringende Muriča-Gebirge, erhalten die Ansicht der Ruine von der Ost- und Nordseite und gelangen nach Töltszék. Hier durchstreichen wir den Ausläufer des von West nach Ost ziehenden schmalen Streifens Kreide-Karpathensandsteines, welcher auch an dem rechts vom Orte gelegenen Hügel frei zu Tage tritt.

Vor uns fällt der Vinicaberg durch seine streng kegelförmige Gestalt auf. Von Töltszék an verengt sich das Szekcsóthal, wir passiren Demethe und gelangen nach zweistündiger Fahrt nach Raslavica, wo wir unseren Pferden die nöthige Ruhe, uns selbst aber im reinlichen Gasthause wohlthuende Leibes-Nahrung gewähren. — Nach einstündiger Rast fahren wir im Szekcsóthal in nördlicher Richtung weiter; die Strasse zieht immer zwischen bewaldeten Abhängen hin, Wiesen-Grund wechselt mit bebauten Feldern. Wir begegnen vielen Fuhrwerken, welche aus Galizien Petroleum bringen. Komisch ist es, wenn der Wagen einen Abhang hinabfährt und gebremst wird.

Der Fuhrmann hängt sich nämlich rückwärts an die als Hebel dienende Stange und presst so das Bremsenholz gegen die Räder; eine gewiss sehr primitive Bremsvorrichtung.

Die Ortschaften Janovec (Bérczallja), Lófalú, Klusoc, welche wir durchfahren, bieten nichts Bemerkenswerthes dar; nach zweistündiger Fahrt passiren wir eine gedeckte Brücke und fahren in die Stadt Bartfeld ein.

Bartfeld liegt in einer Thalerweiterung des Topla-Flusses, in welchen daselbst der Breznik- und Lukavica-bach einmünden. Bei Bartfeld und in den Gebieten, die wir später berühren, ist allgemein die obere Eocen-Formation vertreten, im Toplathale Diluvialschotter mit theilweisem Vorkommen von Aphisylen-schiefer.

Die Umgebung ist bewaldetes oder mit Wiesenflächen bedecktes Hügelland. Die Stadt Bartfeld ist alterthümlich gebaut, hat jedoch durch den zu Ostern vorigen Jahres ausgebrochenen Brand sehr viel gelitten.

Ueberall sieht man noch die Spuren der Zerstörung, jedoch wird rüstig am Neubau der Häuser gearbeitet; es scheint auch hier das Feuer als alleinige Verschönerungs-Kommission der Stadt zu fungiren.

Die Stadt Bartfeld zählt jetzt 5403 Einwohner; sie hat jedenfalls die Zeit ihrer Blüte hinter sich und ist auch wenig Hoffnung auf ein neues Aufblühen vorhanden, nachdem die Aussicht, eine Bahnverbindung zu erhalten, gänzlich geschwunden ist.

Bartfeld ist eine der ältesten Städte Ober-Ungarns und wird deren Gründung in das XII. Jahrhundert versetzt; zu dieser Zeit wurde nämlich an Stelle des heu-

tigen Bartfeld eine Cistercienser-Abtei gegründet, um welche bald eine Ansiedlung entstand.

Der dichte Urwald musste mit der Axt (Barde) gelichtet und ausgehauen werden, woher man den Namen Bartfeld ableitet; andere leiten den Namen von Barátfalva (Mönchsdorf) ab.

Durch die späteren Einfälle der Tartaren wurde die Ansiedlung gänzlich zerstört. Karl Robert erscheint als Neubegründer der Stadt, indem er einem römischen Ritter Namens Laurentius, dessen Vater mit dem König aus Italien gekommen, das Privilegium ertheilte, die Stadt neu aufzubauen. Ich will mich hier auf die weiteren historischen Daten nicht einlassen und verweise in dieser Beziehung auf die früher erwähnte Monographie des Sároser Komitates von Potemkin.

Um die Sehenswürdigkeiten von Bartfeld in Kürze zu berühren, erwähne ich die bedeutendsten zwei Gebäude der Stadt, die Aegidius Kirche und das Rathhaus.

Die Kirche soll zum Theil noch Reste der alten Cistercienser Kirche enthalten, rührt also eigentlich aus dem XIII. Jahrhundert her. Selbe ist im altgothischen Styl erbaut, jedoch in ihren Dimensionen nichts weniger als harmonisch; die einzelnen Theile gehören verschiedenen Zeitperioden an.

Im Innern der Kirche befindet sich unter andern ein geschnitzter Altar, angeblich die Arbeit des Bildschnitzers Veit Stousz aus dem XVI. Jahrhundert; ferner einige mit Wappen versehene Betstühle; am bemerkenswerthesten ist das schön gearbeitete Sakramentshäuschen, ein Werk aus dem XV. Jahrhundert. Das Grabmal des Georg Serédy zeigt eine Rittergestalt in rothem Marmor, und gehörte ursprünglich einem Sargophag an, welchen laut Inschrift die Gattin desselben, Katharina Buczynska, errichten liess. (Janota)

Durch den vorerwähnten Brand wurde die Kirche auch hart mitgenommen und ihr vorläufig ein provisorisches Dach aufgesetzt; es wäre zu wünschen, dass dasselbe wirklich ein Provisorium sei und nicht mit der Zeit zu einem Definitivum werde.

Auch das Mauerwerk bedarf einer eingehenden Reparatur, wenn nicht das ganze Bauwerk dem Verfall entgegen gehen soll.

Gegenüber der Kirche befindet sich das freistehende Rathhaus, ein aus dem XVI. Jahrhundert herrührendes Bauwerk. Im Treppenhaus sieht man eine hölzerne,

mit Blech überzogene Figur, angeblich den Gründer der Stadt Bartfeld (Laurentius?) vorstellend. Durch den Rathsaal gelangen wir in das reichhaltige Archiv, dessen Thür ein äusserst kunstvoll gearbeitetes Schloss hat; das Archiv birgt sehr alte Dokumente, das älteste stammt aus dem Jahre 1247. Wir finden päpstliche Bullen, Dekrete des Königs Béla, Karl Robert, Sigismund bis zur Kaiserin Maria Theresia mit den eigenhändigen Unterschriften und Siegeln; ferner mehrere Rákóczy'sche Erlässe.

Auch ein Drohbrief einer Räuberbande ist vorhanden mit äusserst urwüchsigen Federzeichnungen, welche die durch die Stadt gehängten Kollegen, ferner die Waffen darstellen, mit welchen die Räuber die Stadt heimsuchen würden, wenn sie sich nochmals unterfangen sollte, einen der ehrenwerthen Herren Räuber zu hängen.

Im Archiv werden alte Armbrusten und Donnerbüchsen, Standarten und die Richtschwerter gezeigt, welche noch merkwürdig gut erhalten, gleichsam noch vollkommen betriebsfähig sind.

Ein von Rákóczy der Stadt geschenkter gläserner Pokal prangt neben dem Trinkglas, aus dem der russische Kaiser Alexander 1821 im Bade Bartfeld getrunken.

Als Reklame für das Bad dient eine hölzerne Brücke, welche vom polnischen Edelmann Thomas Lesiczky herrührt, der im Bade Bartfeld im Jahre 1787 seine vollkommene Gesundheit erhalten hat.

Nun setzen wir unsere Reise in das Bad Bartfeld fort, indem wir über die Topla fahren und circa  $\frac{1}{3}$  Stunde ausserhalb der Stadt von der Strasse links abbiegen; es öffnet sich uns ein mit Nadelholz dicht bewachsenes Seitenthal; wir sind im Badeort Bartfeld angelangt.

Bad Bartfeld liegt in einem von Nordwest gegen Südost streichenden Waldthale in einer Höhe von 310 Meter, rings von Nadelholzwaldungen umgeben.

Die umliegenden Berg-, resp. Hügelketten sind als Ausläufer des Gebirgsstockes der Magura (890 Meter) zu betrachten.

Von den das Thal einschliessenden Bergen nenne ich gegen Nordost die Ostra Horka (scharfer Berg), von wo man eine sehr lohnenswerthe Aussicht genießt; besonders gegen die Ruine von Zboró zu ist das Pano-

rama recht fesselnd; ferner gegen Norden die Kamena Hora (Steinberg) 893 Meter und die Zbojnicka Hora (Räuberberg); gegen Westen die Šiva Skala (grauer Felsen); den Abschluss des Bartfelder Thales gegen Südwesten, also gegen die Stadtseite bildet der Rücken des Jedlovec (Nadelholzwald).

In klimatischer Beziehung ist der Badeort ziemlich günstig gelegen; einerseits ist die Temperatur in den heissen Sommermonaten sehr gemässigt, andererseits schützt die Lage des Thales vor den rauhen Nordwinden; ein Uebriges zur Luftverbesserung tragen natürlich die Nadelholzwaldungen bei, deren balsamischer Duft das ganze Thal erfüllt.

Ueberall finden wir Karpathensandstein, welcher das herrschende Gestein der ganzen Zone ist.

Aus diesem Gestein entspringen auch die Mineralquellen Bartfeld's, deren Anzahl ziemlich verschieden angegeben wird, je nachdem neue Bohrungen neue Quellen zu Tage förderten oder alte versiegten.

Gegenwärtig besitzt Bartfeld 12 Quellen, welche in 3 Quellenkomplexe\*) getheilt werden.

Der am tiefsten gelegene Komplex umfasst:

„Die Hauptquelle oder Stefansquelle“, welche durch einen auf hölzernen Säulen ruhenden Pavillon überdeckt ist; diese Quelle ist die wassereichste. Unmittelbar neben der Stefansquelle befindet sich die „Georgsquelle“ (Andrássy-Quelle) und „Franzensquelle“ nach Dr. Franz Bene benannt.

Etwas seitwärts von diesen Quellen liegt die „Doktor-Quelle“ (nach Dr. Zelinka) von einem einfachen Holzpavillon überdeckt.

Endlich gehört zu diesem Quellenkomplexe noch die „Füllungs-Quelle“, aus der das zur Versendung gelangende Wasser geschöpft wird; selbe befindet sich im Hofraum des Kéler'schen Hauses.

Der mittlere Quellen-Komplex umfasst 4 Quellen, von denen der Sprudel und die Badequelle besonders zu nennen sind. Diese Quellen werden zur Herstellung der Bäder benützt.

Die obere Quellengruppe endlich umfasst 3 Mine-

\*) Siehe Dr. Chyzer: über die Mineralquellen des Sároser Komitates (Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt 1864); Janota: Bad Bartfeld. Dr. Kolomann Tarczay: der Kurort Bartfeld.

ral-Quellen, von denen jedoch nur die Waldbach-Quelle in der Nähe der Douche eingefasst ist.

Ich will mich hier auf eine nähere Beschreibung der Quellen nicht einlassen, selbe findet sich ohnedies in den früher genannten Schriften, besonders ausführlich aber in Dr. Tarczay's Beschreibung von Bartfeld.

Nach der Analyse von Karl R. v. Hauer zeigen die 4 wichtigsten Quellen die in nachstehender Tabelle enthaltenen Bestandtheile.

	Haupt- quelle	Doktor- quelle	Sprudel	Füllungs- quelle
Temperatur Reaumur	+ 8.08.	+ 7. 6.	+ 8.32	+ 8. 4
Spezifisches Gewicht .	1.004140	1.004681	1.003060	1.005268
Gehalt pro Pfd. Was- ser = 7680 Gran	G r a n			
Schwefelsaures Kali .	0.0699	0.0545	0.0614	0.0714
Chlorkalium . . . .	0.4001	0.7687	0.2166	0.2642
Chlornatrium . . . .	5.9090	8.8827	3.0420	6.7607
Jodnatrium . . . . .	0.0123	0.0161	0.0115	0.0107
Kohlensaures Natron .	16.0842	24.3563	8.2522	17.6617
Kohlensaurer Kalk . .	2.9307	3.5627	2.4507	3.3147
Kohlensaures Strontian	0.0161	0.0207	0.0054	0.0161
Kohlensaure Magnesia	0.9032	1.0237	0.8141	1.0599
Kohlensaur. Eisenoxyd	0.6743	0.2903	0.3771	0.3087
Kieselsäure . . . . .	0.1882	0.1689	0.1651	0.1958
Thonerde . . . . .	0.0967	0.1221	0.1728	0.1789
Halbfreie Kohlensäure	2.0229	2.2195	1.6489	2.1243
Freie Kohlensäure . .	24.6674	23.8932	19.2670	25.3761
Summe aller Bestand- theile . . . . .	53.9750	65.3794	36.4838	57.3232

Die Bartfelder Quellen gehören demnach in die Klasse der alkalisch-muriatischen Sauerlinge.

Bisher habe ich in Kürze angegeben, wie die liebe Natur das Bad Bartfeld ausgestattet hat, es bleibt noch zu besprechen, was der Mensch dafür gethan. Ge-  
than hat, muss man sagen, denn in neuerer Zeit  
scheint ein bedauernswerther Stillstand eingetreten zu



sein. Herr K . . . . ., eine Hauptperson des Bades, pflegt auf diesbezügliche Interpellationen mit einem stereotypen „Kost theuer“ zu antworten; der Gegensatz davon ist „Kost billig“, wenn man ihn um Preise der Bäder oder um die Kurtaxe frägt.

Um gerecht zu sein, muss ich jedoch bemerken, dass an dem Rückschritt nur zum kleineren Theile die Besitzer die Schuld trifft, die Ursache ist zum grösseren Theile in andern Verhältnissen zu suchen.

Hauptsächlich ungünstig wirkt der Umstand, dass nach Bartfeld keine Bahnverbindung besteht und auch nicht zu hoffen ist.

So gut auch die Strassen sind, so bequem man in den Fiakern fahren kann, die heutige Welt will nur die Eisenbahn benützen; längere Fahrten im Wagen sind ihr schon zu beschwerlich und zu theuer.

Die Nähe der Eisenbahn haben sich andere Badeorte zu Nutzen gemacht und einen Theil der früheren Bartfelder Kurgäste an sich gezogen.

Den Mittelpunkt des Bades bildet die durch schattige Baumalleen und Blumen gezierte Promenade, an deren unterem Ende sich die Hauptquelle, die Doktorquelle und die kleine Kirche befindet.

Die eine Langseite der Promenade oder des „Kurparkes“, wie die Anlage offiziell genannt wird, begrenzen Wohnhäuser und die 2 städtischen Badehäuser mit 34 Badezimmern und 18 Wohnzimmern, weiter oben das Gebäude des Bade-Kommissariates. Die obere Stirnseite wird in sehr freundlicher Weise durch die auf einem netten Wiesenplan stehende „Villa Kerndl“ abgeschlossen. Die zweite Langseite nimmt das höher liegende Gebäude des Kursalons ein, an das sich einerseits der Speisesaal, anderseits das Kaffeehaus sammt Zuckerbäckerei anschliessen.

Der Kursalon oder vielmehr Tanzsaal ist ein Kuppelbau, der von 16 Säulen getragen wird; hier werden Bälle abgehalten, unter denen der „Annaball“ den Kulminationspunkt der Saison bezeichnet. Zum Kursalon führt von der Promenade, pardon dem „Kurpark“ eine Treppe. In diesem befindet sich der Musikkiosk, aus dem zur Erheiterung der gesunden und kranken Kurgäste täglich zweimal heitere Weisen ertönen.

Zu vergessen ist nicht die im Munde der muthwilligen Kurgäste „Schafstall“ genannte Wandelbahn, in der das öftere Auf- und Abwandeln wegen der Kürze

ihrer Länge jedoch nur schwindelfreien Personen anzurathen ist; hier befindet sich auch das „schwarze Brett“ des Bades und werden die neuen Kurgäste gewöhnlich schon 14 Tage nach ihrer Ankunft den alten Kollegen hier bekannt gegeben.

Im Bade Bartfeld befinden sich 40 theils ebenerdige, theils stockhohe Häuser, welche mehrere Gassen bilden, von denen die Waldzeile und Herrengasse die schönsten und bequemsten Wohnungen enthalten.

An einem Hauptübelstand jedoch leiden mehr oder weniger alle Wohnungen, sie sind nämlich feucht.

Wenn auch daran die Terrainverhältnisse, bei einigen Gebäuden die unsinnig dicken Mauern in erster Linie schuld sind, könnte doch der Feuchtigkeit durch regelmässiges Lüften der Wohnzimmer im Frühjahr wenigstens einigermaassen gesteuert werden; nach jetziger Gewohnheit bleiben Fenster und Thüren zumeist bis zur Ankunft der Gäste fest verschlossen.

Vom früher beschriebenen Kurpark gelangt man auf verschiedenen Wegen in den ungleich herrlicheren Naturpark, den immer grünen, balsamisch duftenden Wald. Dieser Wald entschädigt für alle Mängel, die dem Bade noch anhaften, er im Vereine mit den heilbringenden Quellen sichert dem Bade Bartfeld einen beständigen Zufluss von Gästen.

Es mögen sich Kurgäste, die der Unterhaltung wegen ein Bad besuchen, von Bartfeld abwenden, für jene hingegen, welche wirklich Heilung suchen oder sich für einige Zeit dem ungestörten Genuss des Waldes hingeben wollen, wird Bartfeld immer ein mächtiger Anziehungspunkt sein. Längs der Badehäuser vorbei führt ein Weg langsam ansteigend zu der am Rande des Waldes befindlichen kalten Douche, von hier aus an der Herrengasse vorüber führt der sogenannte grüne Weg am Waldesrand oder durch den Wald, als schönster gut erhaltener Spaziergang des Bades. Wenn wir diesen und den die Fortsetzung bildenden Marienweg verfolgen, gelangen wir auf einen ansteigenden Waldweg zur sogenannten süßen oder „Anna-Quelle“ mit erfrischendem, süßem Wasser; eine Reihe Bänke laden zum Ruhen ein, und machen das lauschige Plätzchen zu einem der beliebtesten Zielpunkte der Spaziergänger.

Wenn ich früher von kranken und gesunden Kurgästen gesprochen habe, so kann ich nicht unterlassen, der etwas „nachsichtigen“ Badepolizei einige Worte zu

widmen, welche es gestattet, dass die den „höheren Kreisen“ der Gesellschaft angehörigen Kurgäste sich ganze Nächte „aufspielen“ lassen und dadurch die Nachtruhe der Kranken stören.

Ich war während meines mehrtägigen Aufenthaltes in Bartfeld selbst unfreiwilliger Zuhörer einer solchen Unterhaltung, wo die Musik bis spät in die Nacht auf der Terasse einer Villa spielte, so dass die ganze Gasse an Schlaf nicht denken konnte. Ich habe früher bemerkt, dass Bartfeld von den Kurgästen, die zur Unterhaltung ein Bad besuchen, immer weniger benützt wird; man sollte demnach umsomehr die wirklich kranken Gäste unterstützen und sie vor solchen Störungen bewahren.

Die heilige Hermandad des Bades kann allerdings in ihrer jetzigen Gestalt keine grosse Energie entwickeln, dazu müsste der Pandur als Vertreter derselben um „etliche 40 Jahre“ jünger sein. Erkenntniss ist der erste Schritt zur Besserung und aus diesem Grunde habe ich die Mängel, die dem Bade anhaften, hier genannt; auch das Sprichwort „wer schimpft, kauft“ kann hier angewendet werden, denn ich habe das Bad trotz meines kurzen Aufenthaltes sehr lieb gewonnen, und kann Jedermann aus Ueberzeugung rathen, es zu besuchen.

Bartfeld verdient in die Reihe der ersten Bäder einzutreten, also frisch vorwärts! Zum Schlusse erwähne ich noch, dass die Anfänge des Bades bis zum Jahre 1505 zurückreichen, zu welcher Zeit schon ein kleines Badehaus vorhanden war.

In Gesellschaft des thätigen Badearztes Herrn Dr. Mihalovits verlebte ich mehrere vergnügte Tage in Bartfeld und danke ich ihm noch jetzt für die mir freundlichst ertheilten Aufschlüsse.

Unter andern machte ich auch einen Ausflug nach Zboró, welcher sowohl an Naturschönheiten als historischen Erinnerungen viel Interessantes bietet; zudem nimmt er nur einen halben Tag in Anspruch.

Wir fahren auf der von Bartfeld gegen Galizien führenden Strasse und gelangen nach kurzer Zeit zu einem steinernen Denkmal in Form eines dreiseitigen Prismas. Die Inschriften zeigen, dass es dem Andenken des Kaspar Serédy gewidmet ist. Ueber die Entstehung des Denkmals hat sich folgende anmuthige Sage erhalten.

Kaspar Serédy war der Besitzer der Herrschaft Makovicza, und lebte als echter Rittersmann damaliger Zeit in Saus und Braus, vertheilte seine Zeit weislich zwischen Essen, Trinken, Jagen, Buhlen und Schlafen. Sein Freund Johannes Rákóczy hatte schon lange ein Auge auf das schöne Besitzthum geworfen, jedoch sich vergeblich bemüht, den Kaspar Serédy zum Verkaufe zu bewegen. Als beide einst bei fröhlichem Gelage die Becher kreisen liessen, verpfändete Serédy in der Weinlaune sein Wort, dass er die Herrschaft Makovicza sammt Burg dem Rákóczy überlassen wolle, wenn dieser ihm 16.000 Stück blanke Dukaten gleicher Prägung in Jahresfrist übergeben könne.

Rákóczy war mit dem Angebot einverstanden, während Serédy von der Unmöglichkeit der Erfüllung seines Angebotes überzeugt, sich weiters keine Skrupeln machte.

Das Jahr war um; der Jahrestag des gegebenen Versprechens erschien; Serédy wartete noch immer auf seinen Freund Rákóczy. Da meldete der Thurmwart, dass Rákóczy mit grossem Gefolge sich der Burg Makovicza näherte; obwohl dem Serédy dabei etwas schwer um's Herz sein mochte, ritt er doch dem Freund entgegen und erreichte ihn eben an der Stelle, wo heute das Denkmal steht.

„Hier sind die Dukaten“, waren Rákóczy's erste Worte und auf seinen Wink trugen die Knappen die goldene Last herbei, damit Serédy sich von der Richtigkeit überzeuge.

Dieser zählte und zählte — prüfte die Prägung, nach jedem Tausend mehr und mehr erbebend; die Prägung von allen 16 Tausenden war die gleiche, nicht Einer fehlte.

Des Alten Herz konnte die Trennung von seiner geliebten Veste nicht ertragen, er stürzte leblos angesichts der Burg seiner Väter zusammen.

Die Strasse weiter verfolgend, berühren wir den Ort Langenau (Hosszúrét, Dluholuka), welcher so alt wie Bartfeld selbst sein mag.

Es bestand hier früherer Zeit eine Bade-Anstalt, welche aber der Konkurrenz mit Bartfeld weichen musste.

Aus der früher genannten Schrift Dr. Chyzer's habe ich nachstehende Tabelle über die Bestandtheile des Wassers entnommen.

Die Zahlen bedeuten Grane per 1 Pfund = 7680 Grane.

Kohlensaures Eisenoxydul	0.0930
Kohlensaurer Kalk — —	3.7065
Kohlensaure Magnesia — —	0.5540
Thonerde — — —	0.0920
Kieselsäure — — —	0.3525
Kohlensaures Natron —	17.0145
Chlornatrium — — —	7.3080
Schwefelsaures Natron —	0.0045?
Extraktivstoffe — —	0.281
Kohlensäure Kub. Zoll	36.435

Jetzt wird die Quelle nur von der Bevölkerung des Ortes benützt, welche beinahe kein anderes Wasser trinkt.

Rechts, steigt der Stock des Veliki Hradzki allmählig auf, an seiner nördlichen Kuppe 460 Meter hoch erblicken wir die ausgedehnten Ruinen der Burg Makovicza.

Selbe nehmen sich am bewaldeten schroff gegen den Komlóser Bach abfallenden Abhang sehr malerisch aus und erhält das Bild durch die schöne Umgebung erhöhten Reiz.

Rechts durch den Bach von uns getrennt, die Ruinen der stolzen Burg, vor uns der Markt Zboró mit seinen malerisch längs des Baches zertretenen Häusern, seinen beiden ehrwürdigen Schlössern, im Hintergrund die breite Kuppe des Goldovinaberges; — ein wirklich reizend schönes Panorama.

Wir fahren in den Marktflecken, biegen zum Bache ab und treten die Fusswanderung zur Ruine an, welche wir auf einem Waldwege, dem Ueberreste der ehemaligen Burgstrasse nach circa einhalbstündigem Steigen erreichen. Aus den noch aufrecht stehenden Mauerresten lassen sich das eigentliche Wohnhaus, ein mehrere Stock hohes Gebäude, an welches sich ein mit Warttürmen gekrönter Anbau anschloss, ferner die durch Thürme befestigt gewesene Wallmauer noch deutlich erkennen.

Die Aussicht von der Ruine ist zwar eine beschränkte, aber immerhin recht malerisch. Im Hintergrund der Goldovina ragt die Magura stattlich hervor; der Bach schlängelt sich anmuthig am Fusse der bewaldeten Hügel zwischen Wiesen und bebauten Feldern hin; weiter oben liegt das Dorf Komlós.

Die Mauern haben eine alte Geschichte; der Burg wird zuerst in Mitte des XIII. Jahrhunderts historisch sichere Erwähnung gethan, als Béla IV. selbe sammt der Herrschaft seinem treuen Verwalter Makó de Tarczay zum Geschenke machte; daher rührt auch der Name Makovicza.

Jedoch scheint die Burg nicht erst von Makó erbaut worden zu sein, sondern schon früher bestanden zu haben. Später ging der Besitz der Burg auf das Geschlecht der Zudar von Ónod über.

Im Anfang des XVI. Jahrhunderts hauste das Geschlecht der Tarczay auf der Burg, bis 1548 König Ferdinand I. seinen getreuen Heerführer, Georg Serédy, damit belehnte.

Ende des XVI. Jahrhunderts kam die Herrschaft in Besitz des Fürsten Janusius de Ostrog, Palatins von Wolhynien, welcher selbe 1601 um 80.000 Dukaten dem Rákóczy verkaufte, und hierin scheint sich die Anknüpfung an die früher erwähnte Sage zu finden.

Im Jahre 1683 fiel die Burg nach einjähriger Belagerung in die Hände des Königs, wurde angezündet und zerstört; Helene Rákóczy, eine Tochter Zrínyi's, soll in hervorragender Weise an der Vertheidigung Theil genommen haben. Später gelangte die Burg durch Heirat in den Besitz der Grafen Aspremonte, nach deren Aussterben 1819 an die Familie des Grafen Erdödy, welcher sie heute noch gehört.

Ich überliess mich im alten Gemäuer ganz einer unwillkürlich über mich gekommenen träumerischen Stimmung; hier stört uns nicht das rasselnde Getriebe unseres Zeitalters, kein Pfiff einer Lokomotive; wer möchte sonst auch schwärmen? Ich finde in der ernstesten Stimmung, in die der Besuch einer rechten und richtigen Ruine uns versetzt, einen der lieblichsten Genüsse; im heutigen Zeitalter des Jagens und Haschens nach materiellen Erfolgen thut zur Abwechslung ein wenig Schwärmerei wirklich noth. — Wir treten den Rückweg in den Markt Zboró an und finden dort 2 Schlossgebäude, von denen besonders das gräflich Erdödy'sche Schloss sehenswerth und insoferne historisch merkwürdig ist, als sich nebenan die berühmten 100 Linden befinden, von denen Georg Rákóczy immer seine Erlässe datirte. (Datum sub centum tillis).

Im grossen Hofe des Schlosses steht die interes-

sante Kirche, in der sich die Grabmäler der Familie Aspremonte befinden.

Mehrere Kirchenutensilien stammen von der Schlosskapelle auf Makovicza her.

Zum Schlusse sei erwähnt, dass der Markt Zboró 2210 Einwohner zählt.

Meine Rückreise von Bartfeld trat ich durch das Toplathal an. Nach der Ortschaft Sárpaták (Mokroluch) zweigt sich rechts ein Seitenthal ab, darin der Ort Zlate, (Aranyospatak, Goldbach); im gleichnamigen Bächlein wurden nämlich Spuren von Goldsand gefunden. Durch das unbedeutende Dorf Rokitó gelangen wir nach Tarnov, wo das Gáboltóer Thal in das Toplathal einmündet; in jenem Thale befinden sich mehrere Mineralquellen, und zwar: im Orte Gáboltó ein Eisensäuerling nebst einer Wunderquelle, über welcher eine Kapelle erbaut ist; an diesem Wasser soll sich der Heilige Adalbert gelabt haben und der Quelle seither eine Wunderkraft beiwohnen.

Weiter oben im Gáboltóer Thale, schon nahe an der galizischen Grenze befindet sich der Ort Czigelka, in dessen Nähe mehrere Quellen vorhanden sind.

Dr. Chyzer zählt 12 derselben, wovon 4 jodhaltig sind. Die wichtigste ist die Ludwigs-Quelle, von welcher auch das Wasser in Versand gebracht wird.

An festen Bestandtheilen sind nach der durch Dr. S. A. Kovács besorgten Analyse in 16 Unzen = 7680 Gran vorhanden.

Schwefelsaures Natron	—	—	0.0967	Gran
Borsaures Natron	—	—	3.1334	"
Chlornatrium	—	—	30.3521	"
Jodnatrium	—	—	0.1989	"
Kohlensaures Natron	—	—	58.7297	"
Kohlensaurer Kalk	—	—	0.9131	"
Kohlensaure Magnesia	—	—	1.2349	"
Phosphorsaure Thonerde	—	—	0.0238	"
Kohlensaures Eisenoxydul	—	—	0.2787	"
Kieselsäure	—	—	0.3525	"
Freie Kohlensäure	—	—	28.7	Kub. Zoll.

Wäre die Eisenbahn über Bartfeld statt im Tarczathal geführt worden, so hätte sie auch das Gáboltóer Thal durchzogen und Bartfeld sowohl, als auch Czigelka hätten einen unberechenbaren Aufschwung erhalten; nun ist, besonders für Czigelka, Alles vorbei.

Von Tarnov führt auch gegen Norden die Strasse

in das galizische Bad Krzynica, welches ein dem Bartfelder ähnliches Mineral-Wasser besitzt. Von Tarnov an herrscht unter der Bevölkerung das ruthenische Element vor.

Wir gelangen zu einer Thalerweiterung, in welcher das von Süden nach Norden streichende Kruslo-Boglyárkaer Thal in das Toplathal einmündet.

Hier sehen wir das herzoglich Anhalt-Dessau'sche Eisenwerk, Marienthal, welches aber viel zu abseit gelegen ist, um einen belangreichen Verkehr zu erzielen, trotzdem die Qualität des Eisens eine vorzügliche ist.

Der Hohofen steht im nächsten Orte, den wir passieren, in Gerlahó, hinter dem Orte das Walzwerk Mühlthal mit einer kleinen Walzenstrasse für Stab-, Flach- und Rundeisen.

Das Toplathal macht eine auffallende Wendung nach Süden, von Lukó an verengt es sich immer mehr, die Abhänge werden steiler, die Windungen des Baches schärfer.

Wir sehen eine Menge äusserst primitiver Sägemühlen-Räder, welche das Wasser der lustig forteilenden Topla trübt.

Es scheint hier an Wasserkraft nicht zu mangeln, so dass man oft ein überschlächtiges Wasserrad auch unten im Wasser eintauchen sieht, eine Konstruktion, bei deren Besichtigung ein regelrechter Maschinenbauer unbedingt Krämpfe bekommen muss.

Von Livó an biegt sich das Thal gegen Westen; die Strasse, welche bisher ganz annehmbar war, verdient nicht mehr dieses Beiwort, so dass wir lieber den Wagen verlassen und im Waldesschatten zu Fusse weiter wandern.

Nach  $3\frac{1}{2}$ -stündiger Fahrt und Wanderung vom Bade Bartfeld an gerechnet, sind wir in der Kolonie Livó-huta angelangt, wo sich eine Glashütte befindet und wo ich für heute mein Nachtquartier aufschlagen werde. Livó-huta liegt in einem engen Waldthale der Topla, welche hier eine scharfe Biegung nach Süden macht.

Das klare Wasser der Topla sprudelt lustig über Felsblöcke, bildet hie und da einen kleinen Wasserfall, bei dem man in Versuchung geräth, ihn als natürliche Douche zu benützen. Dazu die romantische Umgebung theils Fels, theils dichter Tannenwald; dies Alles vereinigt sich zu einem lieblich-schönen Bilde. Die Kolo-



nie und Glashütte wurde vor circa 100 Jahren gegründet und die Arbeiter aus Deutsch-Böhmen herbeigeholt.

Mit der Zeit haben sie ganz die Sprache und Kleidung der umwohnenden Bevölkerung angenommen, so dass nur wenige mehr unter ihnen deutsch sprechen.

Nach eingenommenem Mittagmahle, bei welchem die köstliche Forelle aus der Topla nicht fehlte, besuchte ich an der Seite meines liebenswürdigen Gastwirthes, Géza Kuhinka, die Glashütte, wo die Arbeiter gerade beschäftigt waren, die geschmolzene Glasmasse durch Blasen in Tafelglas, Flaschen, Krüge etc. zu verarbeiten.

Die Sicherheit, mit welcher die Leute hantieren, ist geradezu bewunderungswürdig:

Ein kleiner Knabe ist beschäftigt, die geschmolzene Masse an den Pfeifenstab durch Drehen zu befestigen und übergibt diesen dann an den Arbeiter, meist seinen Vater. Dieser bläst den Klumpen unter fortwährendem Hin- und Herschwingen zu einer hohlen birnförmigen Masse auf, hält diese wieder in die Oeffnung des Ofens, um sie gehörig zu erhitzen, und bläst wieder aus Leibeskräften in die Pfeife, bis ein flaschenförmiger Glaskörper sich ausgebildet hat.

Ein Strich um den Boden herum und derselbe fällt ab, sobald der Arbeiter das Glas in den Ofen hält.

Ebenso geschieht es mit dem oberen Theil, und ein hohler, oben und unten offener Zylinder wird bei Seite gestellt, um später der Länge nach aufgeschlitzt auf Blechplatten in einen Ofen gegeben zu werden, wo er sich aufrollt: und die Fenstertafel ist fertig.

Dem Laien ist es geradezu unbegreiflich, dass die Leute durch das Hin- und Herschwingen, Einstecken und Herausnehmen aus der kleinen Oeffnung des Ofens das Glas nicht zerbrechen, wo sie noch dazu durch die Gluth des Ofens geblendet sein müssen. Doch geschieht Alles mit einer Sicherheit, welche nur durch langjährige Uebung von Kindheit an erreicht werden kann.

Eine andere Partie Arbeiter ist damit beschäftigt, die Glasmasse in hölzerne Formen zu blasen und Flaschen, Gläser etc. zu erzeugen.

Ein in bester Arbeit befindlicher Glasbläser nimmt plötzlich ganz gemüthlich geschmolzene Glasmasse auf ein Stäbchen, befeuchtet sich die Hand und betupft sich diese mit der glühenden Masse; ich will eben ersuchen, die Leute mögen diese Kunststücke bei Seite

lassen, als mir mein Wirth lächelnd erwidert, der Mann ziehe sich auf diese Art einen Glassplitter aus der Hand; dieser klebt sich an die geschmolzene Masse an und wird durch das schnelle Wegziehen derselben mit herausgerissen.

Die Glashütte wird durch ein Pochwerk und eine Mühle für Quarz, sowie durch eine Schleiferei vervollständigt; auch das Holz wird in einer eigenen Sägemühle geschnitten.

Das ganze Werk befindet sich unter Leitung des Herrn Géza Kuhinka, ihres jetzigen Pächters, im besten Gange und würden die Erzeugnisse desselben einen viel grösseren Absatz verdienen; die Reinheit und Weissheit des dort erzeugten Glases lässt Nichts zu wünschen übrig.

Herr Kuhinka hat es sich in der Wildniss recht wohnlich eingerichtet, besonders den Wald in einen prachtvollen Naturpark verwandelt.

Im kühlen Schatten der Tannen auf weichem Moosbette hielt ich eine herrliche Siesta, im Genusse der Waldeinsamkeit schwelgend.

„Waldeinsamkeit.“

Mein Schwärmen wurde immer traumhafter und ich schlief endlich sanft und ruhig ein, neben mir gelagert that ein Gleiches „Fordits“, der Hund des Herrn Kuhinka. Aus meinem süssen Traume wurde ich plötzlich durch das Bellen meines Schlafgenossen geweckt.

Das Bellen war harmloser Natur, — es bedeutete das Herannahen meines Freundes Kuhinka.

Traute Gespräche lassen uns ganz vergessen, dass es bereits dunkelt; wir treten den Rückweg an. Ade „Waldeinsamkeit“! Wir blicken nochmals in die Glashütte, welche jetzt ein viel farbenprächtigeres Bild darbietet; der weite Raum ist ganz in Dunkelheit gehüllt; die geschmolzene Glasmasse glüht in den Oefen; von ihrem röthlichen Schein märchenhaft beleuchtet, verrichten die Glasbläser schweigsam ihre reinliche Arbeit.

— — Am andern Morgen nach 8 Uhr früh trat ich meine Fusswanderung an; der Weg führt durch die Kolonie Livóhuta im Toplathale weiter.

Das Thal verengt sich immer mehr, wird zuletzt zur Schlucht, in der nur ein schmaler Fussteig führt, welcher steil ansteigend den Toplabach verlässt und sich an der Berglehne hinzieht.

Im prächtigen Walde erzeugt sich eine angenehme Kühle, welche das Wandern sehr erleichtert. Nach

einstündigem Marsche ist der Forgácska-Pass, eine Wiesenfläche, erstiegen, und bietet sich hier eine prachtvolle Fernsicht dar.

Gegen West und Südwest verfolgt das Auge die Windungen zweier Thäler, welche durch eine Wasserscheide von einander getrennt sind. Das grössere und breitere derselben ist das Thal der Tarcza, welche ihre Gewässer der Theiss und dem Schwarzen Meere zuführt, während die Bäche des Lubolinathales in die Popper fliessen, also sich mit dem Dunajec und der Weichsel vereinigen, somit der Ostsee zuströmen.

Wir haben hier ein Stück Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee vor uns, welche ihrer Lage nach durch die Berggipfel des Rochov, der Demjanka und Olišavska fixirt wird.

Dem Tarczathal entlang zieht sich die eiserne Strasse der Eperies-Tarnover Bahn, übersteigt in einer bei Krivány beginnenden Entwicklung die Wasserscheide und setzt sich im Lubolinathale weiter fort.

Die Stationen Péch-Újfalu und Héthárs, sowie die Wächterhäuser sind deutlich zu erkennen, ebenso die Ruinen des Schlosses Kamenicza.

Im Hintergrund ziehen in mehrfachen Reihen die Kuppen und Ketten des karpatischen Waldgebirge an uns vorüber.

Mehr gegen Süden fesselt die ausgesprochene Kegelform des Carni Vrch (schwarze Kuppe) das Auge; rückwärts zeigt sich die Ruine Újvár und in blauer Ferne im Süden bleibt das Auge an den stolzen Ruinen der Burg Sáros haften.

Das Panorama ist wirklich reizend; wenn es auch an Kuppen von besonders hervorragender Höhe mangelt, so ist die Gruppierung der Berge doch sehr reich an wirklich schönen Partien.

Gegen Osten dominirt der Solisko (1098 Mtr.) und der Javorinaberg, gegen Norden der Minčol (1141 Mtr.), dann der Dvoriskaberg.

Wir steigen an einem weit vorspringenden Sattel langsam hinab und geniessen den Einblick in zwei durch denselben getrennte Thäler, deren Gehänge links und rechts schroff abfallen; das eine derselben wurde mir als Olenikothal bezeichnet, und ist ein freundliches Wiesenthal. Am Rücken des schmalen Kammes führt ein ganz guter, gebahnter Weg, den wir später verlassen, rechts abbiegen und nach zweistündiger Wan-

derung, von Livóhuta an gerechnet, bei der Ruine Péch-Újvár anlangen.

Von dem steilen Sandsteinhügel sehen die wenigen Ueberreste der einstigen Burg düster auf die hereinbrechende Kultur herab, welche das eiserne Netz der Bahn sogar schon bis in die Abgeschiedenheit dieser Gegend hereingesponnen hat. Freilich abgeschieden ist die Gegend noch immer; ausser den Hirten betreten wohl wenig Wanderer die alt ehrwürdige Stätte.

Die Burg Péch-Újvár oder Henighvár wurde wahrscheinlich schon im XI. Jahrhundert erbaut, und hat dem ganzen Komitat den Namen gegeben, welches erst vom XIV. Jahrhundert an das Sárosrer Komitat genannt wurde, während es früher Újvár hiess.

Verlässliche Nachrichten über die Burg stammen erst aus dem Jahre 1209, wo König Andreas II. dem Besitzer der Herrschaft Újvár, Demetrius Ráskay, erlaubte, einen Zoll einzuheben.

Im Jahre 1370 gelangte die Burg in den Besitz der Familie Perényi, welche sich mit dem edlen Räuberhandwerk befasste, so dass 1453 König Mathias der Stadt Zeben den Auftrag ertheilte, im Vereine mit Andreas Lábatlan die Burg zu erstürmen, was aber nicht gelang.

Später finden wir die Burg im Besitze der Familie Tarczay, einem längst ausgestorbenen Zweige der jetzt noch bestehenden Familie Berzeviczy.

Durch Tausch gelangte ein Theil der Herrschaft in Besitz einer Seitenlinie, und zwar derer de Keech, welche den Beinamen de Henigh (Hönig) annahmen, nach welcher die Burg auch Hönigvár (Henighvár) heisst.

Nach der Erstürmung durch die Truppen Königs Ferdinand I. wurde die Burg 1557 in die Luft gesprengt\*.)

Seit 1559 befindet sie sich im Besitze der Familie Péchy.

Die Fernsicht von der Ruine ist der früher beschriebenen ähnlich.

Ueber Wiesenflächen und spärliche Haferfelder steigen wir in das Thal der Sucha Lucina (trockene

---

\*) Herr Dr. Albert von Berzeviczy war so freundlich, mir historische Daten über Újvár mitzuthellen, welche ich auch hier benutzt habe, und wofür ich ihm bestens danke.

Lucina) hinab und betreten um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr den Ort Lucina. Vom Pfarrer des Ortes wurde ich freundlichst empfangen, und setzte zu Wagen die Tour nach Zeben weiter fort; freilich diente der Wagen für gewöhnlich zum Transport von Holzkohlen, liess also an Reinheit ziemlich viel zu wünschen übrig, auch machte sich ein bedenklicher Mangel an Federn bemerkbar; doch dafür fuhren wir im trockenen Flussbette über ziemlich grosse Steine, und wurde die Elastizität meiner eigenen Muskeln nicht wenig in Anspruch genommen.

Das hübsch gebaute Dorf Péch-Újfalu passirend, fuhren wir längs der Bahn im Tarczathal nach Zeben, einem Städtchen von 3078 Einwohnern und alterthümlicher Bauart.

Die Gründung der Stadt fällt in die Zeit des Königs Béla IV., nach anderen schon in jene Béla II., dessen Tochter Sabina auf Sárosvár wohnte und an Stelle des jetzigen Zeben einen Meierhof baute, den sie Sabinum nannte, woher der Name Zeben (slavisch: Sabinov) stammt.

In einer Grotte des schroff abfallenden Švablyukaberges, am rechten Ufer der Tarcza, entspringt eine Mineralquelle, deren Wasser kohlen-saures und schwefel-saures Natron, kohlen-sauren Kalk, kohlen-saure Magnesia, Kieselsäure und Schwefelwasserstoff enthält; es befindet sich hier auch eine kleine Badeanstalt.

Um das Tarczathal bei Tag befahren zu können, benützte ich zur Weiterreise nach Eperies nicht die Eisenbahn, sondern miethete in Zeben einen Wagen und fuhr Nachmittags wohl-gemuth ab.

Das Tarczathal ist von Zeben an breit, so dass neben dem Fluss noch bequem die Eisenbahn, Strasse und Wiesenflächen, sowie Felder Platz haben.

Vor sich hat man immer den Kegelberg der Sáros-er Ruine (885 Meter), an deren Fuss man nach Passiren der Orte Orkuta und Szt. Mihály nach circa einstündiger Fahrt ankommt.

Die Ruinen haben eine sehr grosse Ausdehnung und lassen noch jetzt die bedeutenden Anlagen der ehemaligen Veste erkennen.

Ein ziemlich praktikabler Waldweg führt zur Ruine, und geniesst man von dort eine hübsche Rund-sicht.

Den Lauf der Tarcza kann man weit über Zeben hinaus verfolgen; gegen Norden begrenzen den Horizont die Kuppen des Csergő-Gebirges, noch mehr im Hinter-

grund der Pečovski Les (Pécser Wald) und das Minčol-Gebirge.

Gegen Westen ragt vor allen das Branyiszko-Gebirge mit der Visoka Hola (1165 Meter) hervor; mehr im Vordergrund liegt Szinnye-Lipócz, durch seine Mineralquellen bekannt, welche schwefelwasserstoffhaltig sind.

Ausserdem finden sich als Hauptbestandtheile kohlensaures Natron, Eisenoxydul, Kalk und Magnesia; Clornatrium, Chlorkalium und freie Kohlensäure.

Es befindet sich dort auch eine Badeanstalt mit sehr primitiver Einrichtung.

Gegen Süden zeigen sich die das Hernádthtal begrenzenden Berge, gegen Osten der Stock des Muriča-Gebirges und das Thal von Eperies.

Die Sároser Burg wurde wahrscheinlich schon von den Römern als Grenzveste gegen die Einfälle der Sarmaten erbaut, worauf die in der Gegend mehrfach gefundenen römischen Münzen hinweisen; jedenfalls hat die Burg schon vor der Einwanderung Árpáds bestanden und war in dem Besitz der Slaven, sie hiess damals Tabul. 1140 hatte sich Béla II., der Blinde, dort aufgehalten; 1241 flüchtete sich Béla IV. nach Vernichtung seiner Heere in dieselbe; Königin Elisabeth übergab 1441 die Burg den eingewanderten Hussiten.

Im XVI. Jahrhundert herrschte die Familie Berényi über die Burg; nach dem Frieden von 1642 wurde sie dem Georg Rákóczy übergeben, ging 1687 unter dem Schlosshauptmann Székely in Flammen auf, der vor dem zum Löschen herbeieilenden Volke die Thore versperren liess.

Seit jener Zeit liegt die Veste, welche niemals erobert wurde, in Trümmern.

Nach einstündiger Fahrt von Sáros, dem Tarca-thal entlang, welche nichts Besonderes bietet, langte ich wieder in Eperies an.